

Heinz Kähler, *Die Hagia Sophia*. Mit einem Beitrag von Cyril Mango über die Mosaiken. Gebr. Mann-Verlag, Berlin 1967. – 80 Seiten und 94 Bilder sowie 5 Plan- und 4 Farb-Tafeln.

Vorläufig letztes in einer schon recht beachtlichen Liste von Werken – übertrifft das hier betrachtete Buch von H. Kähler alle bisher erschienenen gleichartigen Arbeiten in einem Punkt – in seiner ausgezeichneten und bis in letzte Details gehenden Bebilderung nach Fotos von Raoul Laev, dessen Name aber leider nur ganz versteckt am Ende der Bilderliste auftaucht. Diese Abbildungen können auch dem, der den Bau nicht kennt oder nicht die Gelegenheit zu häufigeren Besuchen hat, als Hilfsmittel dienen; sie übertreffen damit – nicht zuletzt dank wesentlicher Fortschritte in Aufnahme- und Reprinttechnik – die freilich zum Teil als Dokumente noch immer wichtigen Bilder in dem unmittelbaren Vorgänger dieses Buches – der 1939 erschienenen Monographie des unvergessenen A. M. Schneider.

Ein Vergleich beider Werke drängt sich dadurch nur zu sehr auf, und es ist schwer, die Gewichte abzuwägen. War in der älteren Arbeit die Sophienkirche im wesentlichen als ein zu dieser Stadt am Bosphorus

gehörendes historisches Monument begriffen worden, dessen Geschichte und Gesamterscheinung unter Heranziehung zeitgenössischer Quellenzitate interpretiert und durch vierzehn Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart verfolgt wurden, so nimmt den Hauptteil des neu vorgelegten Werkes eine (oft zu detaillierte) kunstgeschichtlich-ästhetische Betrachtung des Baues und seiner Raumkonzeption ein – auch sie freilich durch ausgedehnte Zitate aus den wichtigsten zeitgenössischen Quellen unterstützt und darüber hinaus im Hinblick auf eine nicht klar definierte Leserschaft erweitert und ergänzt durch allgemeine Erläuterungen und kurze Exkurse.

Das Buch beginnt mit drei einführenden Kapiteln 'Zeit und Ort' (S. 9–10), 'Zentralbau und Basilika' (S. 11–14) sowie 'Der Bau, der Bauherr und die Architekten' (S. 15–19), in denen der Versuch unternommen wird, die historischen und kunstgeschichtlich-typologischen Entwicklungslinien nachzuzeichnen, in deren Schnittpunkt dieser Bau steht – geistesgeschichtlich als Markpunkt der Schwelle zwischen Antike und Mittelalter, formgeschichtlich als Höhepunkt der bereits im 5. Jahrh. beginnenden Versuche, den basilikalischen Langhausbau mit überkuppelten Zentralsystemen zu verschmelzen. In allen drei Kapiteln werden Baudaten und Einzelheiten aus allen Perioden der Baugeschichte der drei aufeinanderfolgenden Großbauten Konstantins, Theodosius' II. und Justinians nicht immer glücklich mit allgemeinen Betrachtungen über die Bedeutung des Sakralbaus (S. 9), die historische Situation des 6. Jahrh. (S. 10) sowie über die Entwicklung des frühchristlichen Kirchenbaus (S. 12–13) gekoppelt; darüber hinaus werden in allen drei Kapiteln zahlreiche Einzelheiten sozusagen am Rande erwähnt, deren Vielfalt zwar anregend wirken mag, für den mit den angesprochenen Problemen nicht vertrauten Leser jedoch oft verwirrend sein wird. Es wäre hier vielleicht glücklicher gewesen, die für den Bau selbst und sein Verständnis wichtigen Fragen eingehender zu behandeln und dafür anderes zu kürzen. So wird z. B. auf S. 10 zwar die Zersplitterung des Römischen Reichs beim Regierungsantritt Justinians 527 dargestellt, in der Folge aber nicht mehr erwähnt, daß eben Justinian es war, der unmittelbar nach der Niederschlagung des Nika-Aufstandes und damit während des Baues der Hagia Sophia begann, durch großangelegte, wenngleich die Kräfte des Staates bis zum Letzten erschöpfende Feldzüge dieses Reich noch ein letztes Mal nahezu im alten Umfang unter seine Herrschaft zu bringen – eine Tatsache, die im politischen Bereich mindestens ebenso klar die Größenordnung des kaiserlichen Programms offenbart wie im künstlerischen die kühne Konzeption der Sophienkirche.

So erscheinen ferner auf den Seiten 12–13 einige vielleicht für Rom und den Westen charakteristische Bemerkungen über den frühchristlichen Kirchenbau¹, doch werden nirgendwo die für eine Beurteilung der kunstgeschichtlichen Stellung der Sophienkirche ungleich wichtigeren Vorformen im Osten des Reiches dargestellt.

Handelt es sich bei diesen beiden Fragen im wesentlichen nur darum, die Gewichte etwas zu verschieben und Entwicklungslinien klarer nachzuzeichnen, so sind bei einigen anderen Punkten erstere sachliche Bedenken anzumelden. Hauptpunkt sind hier die auch an anderen Stellen des Buches (S. 15 u. 40) wiederholten Bemerkungen zum statisch-konstruktiven System des Baues. Daß technisch versierte und offenbar in technologischen Fragen erfahrene Mathematiker die Planung leiteten, ist bei den komplizierten Grund- und Aufrißfiguren und den sich daraus ergebenden Gewölbeverschnidungen und Raumformen nur verständlich; daß sie aber zugleich 'die statischen Berechnungen für den Bau und insbesondere für seine Kuppel geliefert hätten' (S. 16), ist unvorstellbar, da solche Berechnungen erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. ganz allmählich ins Bauwesen eingeführt wurden. Für die Antike und das gesamte Mittelalter muß jedenfalls mit rein empirischen Konstruktionsweisen gerechnet werden, bei denen in langer Tradition gewonnene handwerkliche Erfahrungswerte von Bau zu Bau abgewandelt wurden in Richtung der Entwurfsgedanken der jeweiligen Bauherren und Architekten. So lassen sich auch für die gleichwohl kühne konstruktive Konzeption Vorbilder nachweisen, an denen die Dimensionierung der einzelnen Bauglieder vor-exerziert worden war – darunter nicht zuletzt die Kirche der Hl. Sergios und Bakchos und sicher auch Bauten aus den leider nicht mehr faßbaren kaiserlichen Palästen in Konstantinopel, Nikomedia und Thessaloniki. Unklarheit über bautechnisch-handwerkliche Vorgänge verraten weiter die Formulierungen über die übereilte Planung und Bauausführung (S. 15 f.); die verschiedenen späteren Schäden am Bau lassen sich keinesfalls so ein-

¹ Ziel dieser Bemerkungen ist es, eine Vorstellung von der Form der konstantinischen Sophienkirche zu geben, von der einige ganz spärliche Notizen lediglich aussagen, daß sie *δοκουζή* (hier S. 12: Form eines Zirkus) war und eine hölzerne Dachkonstruktion besaß; über die Größe des Konstantinsbaues sowie über mögliche Zusammenhänge mit der benachbarten Irenenkirche ist nichts bekannt (vgl. R. Krautheimer, *Early Christian and Byzantine Architecture* [Harmondsworth 1965] 317 f.). Über die Notwendigkeit derartiger Erklärungen soll hier nicht diskutiert werden, obwohl die Gefahr besteht, bei den dabei zwangsweise notwendigen Verallgemeinerungen Fehler zu begehen in einem Gebiet, in dem gerade die Forschung der letzten Jahre erhebliche Fortschritte gemacht hat. Es wären hier also zu vielen Punkten einzelne Anmerkungen zu machen; am meisten aber zu der auf S. 13 links behandelten Frage der Spolienverwendung und der architektonischen Ordnung früher Kirchenbauten, für die auf Fr. W. Deichmann, *Säule und Ordnung in der frühchristlichen Architektur* (Röm. Mitteilg. 55, 1940, 121 ff.) hingewiesen sei.

deutig allein durch ungenügendes Abbinden des Mörtels begründen, sondern haben weit kompliziertere Ursachen. Nebeneinander und mit gleicher Zielrichtung wirkten hier 1. der Unterschied in Material und Bautechnik zwischen der Kuppelfeilerkonstruktion (Werksteinquader mit Bleieinlage in den Lagerfugen²) und dem übrigen aus Ziegeln bestehenden Mauerwerk. 2. Die Konzentration der gesamten Vertikalkräfte (d. h. der Lasten der Kuppeln und von Teilen der Seitenschiffsgewölbe) auf einzelne Elemente mit verhältnismäßig kleinen Auflageflächen auf dem Boden und die bei der Überführung der Vertikalkräfte in den Boden auftretende, selbst für den vorhandenen Felsgrund zu hohe Bodenpressung samt den hieraus resultierenden Setzungserscheinungen. 3. Das bei jedem mit Kalkmörtel errichteten Ziegelmauerwerk auftretende Schwinden des Kalkmörtels, das bei den relativ starken Fugen (durchschnittl. 4,5–6 cm)³ und den beträchtlichen Bauhöhen auch ohne vorzeitige Belastungen durch Bögen und Gewölbe erhebliche Setzungserscheinungen im Mauerverband verursachte⁴. Das Zusammenwirken der durch Bodenpressung sowie Schwinden des Mörtels bewirkten Setzungen und dagegen die verhältnismäßig unverändert bleibende Höhe der aus Quadern gefügten Kuppelfeiler verursachte schon ohne weitere Schubbelastungen ein Ausweichen derjenigen überwölbenden Bauteile, die einerseits auf den Kuppelfeilern, zum anderen aber auf den ziegelgemauerten Außenwänden auflagen. Ein Ausweichen, das noch dazu in gleicher Richtung – nämlich gegen die Außenmauern hin – wirkte, wie die von oben durch die Raumüberdeckungen (Halbkuppeln und Zentralkuppel) bewirkten Schubkräfte. Doch sind es nicht nur die technischen Fragen dieses Abschnittes (S. 15), sondern auch die unkritische Übernahme der gewiß tendenziösen Daten, die zu Bedenken Anlaß geben; es ist aus den verfügbaren Quellen keineswegs mit so eindeutiger Sicherheit zu entnehmen, daß 'die Planung der Architekten . . . sich also auf die Dauer von nur 40 Tagen' beschränkte. Das mag freilich den unkritischen Leser beeindruckend, aber zaubern konnten auch die Architekten der Antike nicht . . .

Die gleiche einführende Funktion wie die ersten drei Kapitel hat auch der nun folgende vierte Abschnitt 'Der Bau und seine Vorgänger' (S. 20–22), in dem bei etwas stärkerer Konzentration auf die Sophienkirche nochmals ähnliche Fragen wie in den ersten drei Kapiteln behandelt werden – auch hier wieder mit einer oft verwirrenden Vielfalt zahlreicher Einzelheiten. Betont wird die Tatsache, daß – wie im frühchristlichen Kirchenbau die Regel, so auch hier – der Außenbau nur Hülle des durchgeformten Innenraumes sei und 'keine selbständigen Qualitäten' habe (S. 21); als Autorität wird hier das Preisgedicht des Paulus Silentiarius angesehen, in dem nur der Innenraum, nicht aber der Außenbau verherrlicht werde. Zweifellos galt das Bemühen auch in dieser Zeit noch mehr der Gestaltung des Innenraumes, doch zeigt sich andererseits in der in die Vertikale tendierenden Auflockerung der Außenform durchaus das in die Zukunft weisende Streben nach stärkerer Gliederung und damit eine bewußte Abkehr von den Bauformen des 4. und des früheren 5. Jahrh.

Daß die Außenwandflächen der Erdgeschoß- und Emporenzone demgegenüber noch verhältnismäßig ungliedert blieben, muß wohl nicht zuletzt darauf zurückgeführt werden, daß der Bau nie ganz frei stand⁵, sondern – wie bei den städtischen Kirchen dieser Zeit fast durchweg üblich – stets inmitten einer niedrigeren (hier weitgehend zweigeschossigen, kaum über Emporenhöhe aufragenden) Bebauung stand.

Auf diese vier einführenden Kapitel folgen nun zwei sehr ausführliche Betrachtungen des formalen Aufbaues von Außenbau (S. 23–28) und Innenraum (S. 29–43); wobei natürlich die Tatsache, daß gerade bei

² Vgl. die sehr detaillierte Beschreibung bei Prokop I 1,52–53; hier auf S. 18/19 zitiert.

³ Vgl. dazu W. Emerson - R. L. Van Nice, Hagia Sophia, Istanbul. Preliminary report . . . in *Am. Journ. Arch.* 47, 1943, 4 . . . sowie A. M. Schneider, *Istanb. Forsch.* 8 (1936) 13–14.

⁴ Vgl. dazu O. Graf, *Die Baustoffe, ihre Eigenschaften und ihre Beurteilung* (2. Aufl. Stuttgart 1950) 76 ff. Dieses Schwinden ist zunächst völlig unabhängig von der auf dem neu-errichteten Bauteil ruhenden Belastung; dazu kommt dann noch zusätzlich ein gewisses Setzungsmaß, das durch die infolge des schnellen Bau-Fortganges größeren Auflagerlasten bewirkt wird. Normalerweise jedoch bindet ein Kalkmörtel so schnell zu einer gewissen Anfangshärte ab, daß diese Setzungserscheinungen nicht sehr stark ins Gewicht fallen.

In diesem Zusammenhang muß wohl darauf hingewiesen werden, daß in diesen technischen Details auch die Angaben bei W. Kleiß, *Istanb. Mitt.* 15, 1965, 180 und 183 nicht ganz vollständig sind.

⁵ Auf der Westseite zog sich über die gesamte Breite des Baues das an einem ziemlich stark abfallenden Hang aufragende Atrium der Kirche, während die gegen das Augustaion gerichtete Süd-Front in nahezu der gesamten Ausdehnung durch Baptisterium und seitlich anschließenden Patriarchenpalast verdeckt war – eine sicher zweigeschossige Anlage, die vielleicht auch noch ein Stück der Ostfront verdeckte. Auf der Ostseite zog sich vor dem Patriarchenpalast und der etwas zurückliegenden Ostfront der Kirche eine 'Ktenaria' genannte, breite Straße entlang, die vielleicht als Säulenstraße ausgebildet war; jedenfalls war auch von dieser Seite kein rechter Blick auf die unteren Wandpartien des Baues möglich. Die Nordseite schließlich nahm ein nach den Bodenfinden ziemlich dicht überbautes Quartier ein, aus dem lediglich das Sampson-Spital aus den Quellen näher bekannt ist. Vgl. hierzu u. a. R. Janin, *Constantinople Byzantine* (2. Aufl. Paris 1964) 36 und 40 sowie 177 ff., und C. Mango, *The Brazen House* (*Arkeol.-Kunsthist. Medd. Kong. Danske Vidensk. Selskab* 4/1959 (Kopenhagen 1959) pass.

der Sophienkirche der Innenraum sich so deutlich wie bei wenigen anderen Bauten in der äußeren Erscheinung abzeichnet, zu Überschneidungen und Wiederholungen führen muß. Es ist hier also zu fragen, ob eine solche Trennung dazu beiträgt, den Bau als Ganzes verständlicher zu machen und ob es nicht ratsamer gewesen wäre, die wichtigsten konstruktiven oder raumbildenden Elemente jeweils zusammenfassend zu betrachten. Ähnlich verwirrend wirkt auch das Auseinanderreißen der eigentlichen Bauge-schichte und die Verteilung auf vier bis fünf verschiedene Kapitelle; im Zusammenhang mit der Analyse des Außenbaues werden z. B. alle späteren Anbauten, die Anlagen von Minarets und von Grabtürmen der Sultane des 17./18. Jahrh. behandelt (S. 24), die zweifellos für die heutige, in einem langen Veränderungsprozeß entstandene Gesamterscheinung bestimmend wirken, für die Betrachtung des Kirchengebäudes des 6. Jahrh. jedoch völlig belanglos sind.

Die Analyse von Außenform und innerem Raumgefüge wird zwar im Hinblick auf formal-ästhetische Fragen außerordentlich detailliert durchgeführt, doch verbieten andererseits die Gesamtform des Buches und der bewußte Verzicht auf wissenschaftlichen Apparat (vgl. S. 75) fast überall die Diskussion kritischer Punkte, deren es beim derzeitigen Forschungsstand und angesichts der noch nicht abgeschlossenen Publikation der Untersuchungsergebnisse von R. L. Van Nice genügend gibt. Wo solche Punkte gelegentlich aber doch angegangen werden – etwa bei der Verkoppelung der schwierigen Frage der Rekonstruktion der ursprünglichen Nord- und Süd-Schildwände mit den beiden vor der SO-Tür liegenden unfertigen Kapitellen (S. 33)⁶ oder bei der Diskussion der ursprünglichen Seitenschiffsform – reicht die unter den gewählten Bedingungen mögliche Argumentation nicht aus und paßt auch im Stil nicht recht zu den übrigen Betrachtungen. Solange aber die ursprüngliche Form des Baues und womöglich auch die ihr zugrundeliegenden Bagedanken durch eine wissenschaftlich exakte Untersuchung des Baubestandes noch nicht geklärt sind, kann auch eine so in Einzelheiten gehende Darstellung ästhetischer Wirkungen eben dieses Ursprungsbaues nur individuelle Vorstellungen widerspiegeln, die – statt Klarheit zu schaffen – im Gegenteil Verwirrung erzeugen. Das wäre hier vor allem bei der Behandlung der ursprünglichen Seitenschiffsform anzumerken, genauer bei der Diskussion der sog. Durchtunnelungen der Kuppelpfeiler und der hier eingesetzten 'Laibungen'⁷ (S. 39 f.), wo einige, in technischen Einzelheiten noch dazu teils unvollständige, teils nicht eindeutige Beobachtungen ausreichen müssen, um eine Rekonstruktion der ursprünglichen Seitenschiffskonzeption zu beweisen⁸.

⁶ Ohne detaillierte Untersuchung des Baubestandes sind zu dieser vielfach diskutierten Frage keine irgend relevanten Angaben möglich; sicher hat man nicht an eine völlige Öffnung etwa in der Art der Bogenöffnung über der Westtür zu denken, da das konstruktiv kaum zu bewältigen gewesen wäre; ebenso sicher war hier aber eine größere Öffnung geplant, von der sich vielleicht noch einige Bauteile hinter der türkischen Vermauerung finden könnten. Hier nun aber die beiden Kapitelle unterbringen zu wollen, ist eine durch nichts beweisbare Annahme, da sie ebensogut wegen Materialfehlern, Schäden während der Herstellung o. ä. weggelegt worden sein können! Um eine derartige Behauptung zu stützen, müßten schon genauere Aufnahmen vorliegen, die diesen Vorschlag zeichnerisch untermauern.

⁷ Irreführend wirkt der Ausdruck 'Laibung', der für die in die Bogenöffnungen der Kuppelpfeiler eingesetzten Wandpfeiler mit darüberliegenden Gurtbögen gewählt wurde. Gemäß Wasmuth's Lexikon der Baukunst III (1931) 498 wird mit diesem Ausdruck 'die dem Lichten zugekehrte Wandung von Maueröffnungen' bezeichnet. Richtiger müßte es hier also heißen: Die vor die Bogenlaibungen der Kuppelpfeiler gesetzten Wandpfeiler mit den daraufliegenden Gurtbögen.

⁸ Es ist in diesem Zusammenhang aus verschiedenen Gründen nicht möglich, die gesamte Frage in gebotener Ausführlichkeit zu behandeln, da hierzu eine nochmalige detaillierte Untersuchung aller fraglichen Punkte am Bau notwendig wäre, doch lassen sich auch ohne erneute Autopsie einige Korrekturen an den auf den S. 39 und 40 erörterten technisch-konstruktiven Einzelheiten anbringen.

a) Die eingesetzten Wandpfeiler (sog. Laibungen) bestehen samt ihren Bögen aus Durchschußmauerwerk, das in der in Konstantinopel üblichen Form aus Kalksteinquadern und Ziegeln besteht und keineswegs besonders porös oder leichter als andere Wand-Baustoffe ist. Daß trotzdem Risse zwischen den Kuppelpfeilern und den eingesetzten Bauteilen auftreten, liegt an dem Fehlen jeglicher Verzahnung beider Teile. Solche Risse würden auch bei unbelasteten Baugliedern auftreten – um wieviel mehr dann bei diesen stark belasteten und sich heute noch gegeneinander verschiebenden Elementen!

b) Die Tatsache, daß die Fußbodenplatten gegen die Marmorverkleidung jener Verstärkungspfeiler (sog. Laibungen) stoßen, beweist zunächst noch gar nichts über die zeitliche Stellung der beiden Plattenbeläge, denn man würde solche Pfeiler (die ja konstruktive Aufgaben haben) nie auf einen Fußboden stellen, sondern stets auf eine eigene tragfähige Unterkonstruktion – im Erdgeschoß also auf besondere Fundierungen, im Obergeschoß auf entsprechende Verstärkungen der darunterliegenden Gewölbeteile. In beiden Fällen müßten also die Fußbodenplatten im Bereich des Pfeilerquerschnittes aufgehoben bzw. soweit nötig abgearbeitet werden. Da aber ein gewisser Arbeitsraum zwischen der abgearbeiteten Platte und dem Pfeiler bleiben muß (um die Unterkonstruktion einzubringen), besteht die Möglichkeit, daß man bei der Verkleidung der neuen Wandpfeiler die Inkrustationsplatten von oben in diesen schlitzförmigen Arbeitsraum einschiebt, um die Ritzen dadurch zu schließen.

Doch, so ärgerlich solche sachlichen Mängel – voreilige Schlüsse und zu weitgehende Interpretationen – für den Fachmann sein mögen, entscheidender für die Gesamtbeurteilung der beiden Kapitel ist doch, daß auch dem Laien durch die Darstellung nicht der Eindruck der großartigen Einheit vermittelt wird, die in diesem Bau durch das Ineinanderwirken von funktionellen, statisch-konstruktiven und formal-ästhetischen Forderungen entsteht, obwohl eben diese Einheit an anderer Stelle (z. B. S. 44) ganz klar und treffend betont wird. Mag es in einer kunsthistorischen Seminardiskussion methodisch vielleicht berechtigt sein, die Gesamtkonzeption der Sophienkirche in zwei Systeme aufzulösen, die 'weitgehend selbständig durchgeführt' sind (S. 40), so wirkt das hier eher verwirrend, denn eine solche Trennung ist nicht nur im gesamten konstruktiven System, in der gegenseitigen Abhängigkeit und statischen Bedingtheit aller einzelnen Glieder, nicht zu erkennen, sondern wird im Gegenteil – wo immer eine akzentuierende Isolierung einzelner Bauglieder sichtbar würde – durch die formale Behandlung im Detail wie im Gesamteindruck verwischt. Gerade dadurch wird ja die auf S. 39 übrigens ganz treffend betonte Spannung des Raumes erzeugt, die 'einen bei aller Einheitlichkeit nicht mehr zur Ruhe kommen läßt'. Auch eine zweite, dem methodischen Repertoire der Kunstwissenschaft entnommene und in einer Diskussion möglicherweise fruchtbare Betrachtungsweise wirkt hier eher verunklarend: die auf S. 36 erhobene Frage nach der bildhaften Wirkung des Innenraumes der Hagia Sophia bedürfte kaum einer halbseitigen Untersuchung, um schließlich festzustellen, daß dieser Raum 'in so außerordentlichem Maße Raum' ist, daß von Bildhaftigkeit eben nicht gesprochen werden kann.

Die Betrachtung des Innenraumes klingt aus in einem 'Entmaterialisierung und Transzendenz' überschriebenen Kapitel (S. 44–48), in dem die in allen Detailformen der Architekturglieder sowie in den Einzelheiten der Flächenbehandlung sich manifestierende Tendenz zur Verschleierung des strukturellen Aufbaues und der konstruktiven Substanz des Baues behandelt werden. Daß dabei die für die erzielte Wirkung ganz entscheidend wichtigen Mosaiken in ein unmittelbar anschließendes eigenes Kapitel verwiesen wurden, ist angesichts ihrer Bedeutung durchaus richtig und schafft so die Möglichkeit, die mit ihrem Programm und ihrer Entstehungsgeschichte verkoppelten Fragen ausführlich genug zu behandeln.

Schon die Tatsache, daß die Fußbodenplatten gegen die Inkrustationsplatten stoßen, ist merkwürdig, denn normalerweise werden zunächst die Böden verlegt und danach die Wandplatten; diese Frage müßte aber – um sie in diesem Zusammenhang als Argument heranziehen zu können – im ganzen Bereich der Sophienkirche näher untersucht werden. Als Beweis für frühere oder spätere Entstehung ist diese Beobachtung also so ohne weiteres nicht zu verwenden.

c) Schließlich ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß die Sophienkirche zu irgendeiner Zeit einmal neue Fußböden erhielt, wobei u. U. auch ältere Platten wiederverwendet wurden; die bei den verschiedenen Kuppelstürzen am meisten mitgenommenen Böden könnten dabei ohne weiteres höhergelegt worden sein, und auch so könnte die erwähnte Erscheinung zustandekommen, daß Fußbodenplatten gegen Inkrustationsplatten stoßen. Auch diese durchaus im Bereich des Möglichen liegenden Veränderungen würden also die Beweisführung auf S. 39 und 40 entkräften.

d) Unklar und keineswegs eindeutig ist auch die Beweisführung auf S. 40, durch die die teilweise recht brutale Verstärkung der Kuppelpfeiler bereits dem Zeitraum zwischen 558 und 562 zugeordnet werden soll. Sicherlich sind nach dem ersten großen Einsturzglück einzelne Bauglieder verstärkt worden (hierzu möchte ich eher die oben unter a betrachteten Bogenkonstruktionen – die sog. Laibungen zählen!), doch hat man andererseits fast das ganze Mittelalter hindurch mit Verstärkungen und Sicherungen an dem Bau herumgeflickt, so daß hier nur genaue Mörtelanalysen zeigen könnten, aus welcher Zeit die einzelnen verstärkenden Glieder stammen. Ein zwingender Grund, sie allesamt der Zeit 558–562 zuzuweisen, liegt keinesfalls vor.

e) Recht verschwommene bautechnische Vorstellungen verrät schließlich der letzte Satz auf S. 40: Der Kuppelsturz von 558 ist keineswegs allein auf das so oft als Übel genannte ungenügende Abbinden des Mörtels zurückzuführen, sondern in erster Linie auf das seitliche Ausweichen der ohnehin nicht sehr stabilen Bogenkonstruktionen auf der N- und S-Seite. Es geht aus den Schnitten auf Tafel 97 mit hinlänglicher Deutlichkeit hervor, daß die beiden Bögen stark nach oben aus dem Lot gedrückt sind (ca. 1,5°; nach mündlicher Angabe von R. L. Van Nice beträgt die Differenz zwischen dem Pfeilerstichmaß auf Bodenhöhe und dem auf Höhe des Kuppelfußes ca. 2,5 m!).

Dieses starke seitliche Ausweichen würde natürlich bei einem Mauerwerk, dessen Mörtel noch nicht seine Endfestigkeit erreicht hat, eher geschehen, doch dann hätte die erste Kuppel ja schon im ersten (oder spätestens im zweiten) Jahr nach der Einweihung einstürzen müssen. Tatsächlich ist sie aber erst 20 Jahre später eingefallen – nach einem Zeitraum also, in dem auch im dicksten Mauerwerk das letzte Stück Kalkmörtel endgültig abgebunden hat! Die Hauptursache für den Einsturz war also die infolge des niedrigen Kuppelstichs (Kuppelhöhe) zu hohe Schubspannung am Kuppelfuß: sie bewirkte ein allmähliches Ausweichen der seitlichen Bögen bis zu einem Punkt, an dem die zu hohen Vertikallasten des Kuppelmauerwerks den Einsturz verursachten; Erdbeben mögen hierbei ein Übriges getan haben . . .

Nicht genügend hervorgehoben wird dagegen – verglichen etwa mit der ausführlichen Betrachtung der Säulen und anderer Bauglieder – die Rolle des Lichtes und der Lichtführung im Bau. Die schon 1933 von H. Sedlmayr und kürzlich von H. Jantzen unter dem Begriff der Diaphanie gefaßte indirekte Lichtführung durch die zwischen Außenwand und Kuppelraumbegrenzung geschaltete Raumzone wird nur kurz erwähnt und nicht näher ausgeführt (S. 44), während die Lichtführung in der durch eine Lichtzone vom Unterbau abgelösten Kuppel weder hier noch im vorhergehenden Kapitel (abgesehen von der kurzen Notiz auf S. 35) näher betrachtet wird. Etwas ausführlicher sollte vielleicht an dieser Stelle auch eingegangen werden auf die heute nicht mehr vorhandene, für die Raumwirkung jedoch außerordentlich wichtige bewegliche Ausstattung, für die Pilgerberichte und zahlreiche Beschreibungen genügend Anhaltspunkte hätten liefern können.

Knapp und klar – mit allen angesichts des heutigen Forschungsstandes berechtigten Vorbehalten – ist das nun folgende Kapitel über die Mosaiken (S. 49–64), das C. Mango beigeleitet hat. In der Abfolge ihrer Entstehung werden die Reste der alten justinianischen Mosaiken und der nach dem Ende des Bildersturms in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. geschaffenen großen figürlichen Mosaiken sowie schließlich die aus dem hohen Mittelalter stammenden Bilder nach Form und Inhalt dargestellt, wobei auch kurz das zu Grunde liegende Programm erläutert wird. Das Kapitel schließt mit einer kurzen Schilderung des Schicksals der Mosaiken in türkischer Zeit – ihrer weitgehenden Zerstörung und ihrer schließlichen Sicherung durch die Arbeiten von Th. Whittemore und seiner Nachfolger.

Eine sehr erfreuliche Ergänzung des Buches bildet das im Wesentlichen aus älteren Beschreibungen zusammengesetzte vorletzte Kapitel über den Kult (S. 65–72), das neben dem auch schon bei A. M. Schneider zitierten Text aus dem Zeremonienbuch des Konstantin VII. Porphyrogennetos einen ausführlichen Bericht enthält, den der um 880/890 als Kriegsgefangener in Konstantinopel weilende Syrer Härün ibn-Yahya verfaßte, und das als Abschluß die Schilderung der Krönung des Kaisers Manuel II. Palaiologos aus dem Bericht eines russischen Pilgers des Jahres 1391 bringt.

Das Schlußkapitel (S. 73–74) – 'Das Ende der Kirche' überschrieben – schildert in kurzen Umrissen und wiederum unter Verwendung zeitgenössischer Berichte die letzten Tage der Kaiserstadt und der Kirche vor dem Fall am 29. Mai 1453; es endet mit der aus der Feder des Michael Dukas stammenden Schilderung des ersten Gebetes des Eroberers in der Sophienkirche.

Auf eine Darstellung der weiteren Geschichte und der Veränderungen des Baues in türkischer Zeit wird – von den genannten Ausnahmen bei der Betrachtung des Außenbaues und der Mosaiken abgesehen – völlig verzichtet und damit nochmals – absichtlich oder zufällig – die Abstraktheit der Gesamtdarstellung betont, bei der das Schwergewicht ganz entschieden und vielleicht zu einseitig auf der kunstästhetischen Seite liegt. Alles in allem – ein Buch, dessen Wert für den Fachmann vor allem in seiner guten Bebilderung liegen wird, das aber vom Text her eher neue Probleme erzeugt als alte zu klären hilft.